

## Melodie am Abend

Autor(en):           Hanns Schaub  
Quelle:                Basler Stadtbuch  
Jahr:                 1986

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/72ebdc79-9837-4536-aa1e-b630476da618>

### **Nutzungsbedingungen**

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

das Wiedersehen noch ein bisschen hinauschieben. Deshalb buchte er einen Platz auf der «Helvetia», die den Rhein befuhr, der ihm ja nicht ganz unbekannt war. Wie er bei Anfahrt zum Landesteg in der Santihans die Münster-türme erblickte, sprang er vor Freude ins Was-

ser. Zum Glück fischte das zufällig vorbeifahrende papageienfarbene «Basler Dybli» den Nichtschwimmer aus den wogenden Fluten. Basel hatte seinen Rolf wieder und war glücklich darüber.

---

## HANNS SCHAUB Melodie am Abend

---

Einer jener zahllosen Gänge durch spätsommerliche Nachmittage: sanfter werden schon die Rhythmen verblassenden Gelbs in den Strassen; unmerklich dringt der Wälder dunkles Grün zurück, noch einmal, für Augenblicke, streng und intensiv werdend, ehe es sich mit des Horizonts kühler Bläue vereinigt.

Hier und Jetzt. Auf der Suche nach den Alleen. In unablässiger Bewegung. Zwischen Mauern. Steine wie Frauen – Lächeln auf ihnen: wachsende, Kühle spendende Schatten. Wie mag sich die Begegnung gestalten, die mir, in wenigen Stunden schon, bevorsteht? Eine verklingende Melodie wie vordem . . . eine Begegnung am Abend?

Stille Dankbarkeit erfüllt mich, eingedenk des freundlichen Geschicks, dass es diese Stadt an des grossen Stroms schlanken Ufern, diese zugleich gestrenge und gütige Mutter war, die mich ein anderes, ein wiederholtes Mal in des Daseins vielgestaltige Landschaft entliess. In eine Kindheit zunächst, wie sie wohl nur an einem Orte wie diesem erlebt werden konnte, so durchdrungen von Geheimem, Verborgendem, Glühendem, Flutendem – und die nun auch schon nahezu ein Menschenalter zurückliegt. Als blasse, scheue und insgeheim doch wilde Kinder waren wir herangewachsen. Wandernde und Schauende schon früh. Bei Aufthalten im Rheinhafen, den beliebten Ausblicken von

den Silos herab, zeichneten wir ferne Kon-Tiki-Fahrten nach in unseren Gedanken. Oder wir fuhren in buntbewimpelten Schiffen stromab – festtagsfrohe junge Menschen, Glanz in den Augen, Blumen im Haar. Viel Helle lag in solchen Erkundungen, Offenheit auch und Weite. Doch zusehends drangen Dämmerungen und Schattenhaftes durch unsere Tage; und zugleich durchglühten erregende, abenteuerliche Bilder unsere ahnungsvollen Träume. Das Wissen um Laster, Leidenschaften und frühes Sterben wuchs in uns. Einen Gefährten trugen wir zu Grabe, der gefallen, der untergegangen war in gefahrvollen Kämpfen und Spielen. In solchen Augenblicken vermeinten wir, von ferne herklingende, entrückte Melodien zu vernehmen. Und wir sahen wohl alle den Tod vor uns – gegenwärtig und geheimnisvoll: behutsam dem allzu schnell sich bewegendem Rad des Daseins Einhalt gebietend, und dabei doch allem Lebendigen auf unerklärbare Weise verschwistert. Was wir an Erlebnissen aus der Fülle jener Tage scheinbar hinter uns liessen, floss uns in späteren Jahren als unvermittelt sich einstellende Euphorien ewiger Gegenwärtigkeit wieder zu. Dieser heutige Sommernachmittag aber findet mich zwischen Mauern. In einer Gegenwart, der Erinnerung zunächst versagt bleibt. Und der ich darum wehrlos ausgeliefert bin. Eine Begegnung freilich, eine Wiederbegegnung steht be-

vor. Gewiss. Und schon am kommenden Abend. Doch mir bangt vor den Stunden, Minuten, Sekunden, die mich trennen vom Augenblick der Vereinigung mit dem Gewesenen. Zögernd nur bewege ich mich die Strassen entlang. Vorgärten und Mauern. Netzwerk. Das mich verwirrt und umgarnt. Und der Stachel, der giftige Stachel der Erinnerungslosigkeit will tief eindringen ins Blut. Jetzt der Strom, die Schiffe, die Fahrt. Oder auch: der verborgene Garten mit der geheimnisvoll lächelnden Brunnenfigur. Nur nicht dieses langsame Verrinnen. Dieses verwirrte Dahinirren. Und vor allem nicht: dieses feindselige Schweigen.

Jetzt Vortasten aus den Bereichen beklemmender Angst wenigstens zu jenen zwar noch vorhandener, doch wenigstens deutbarer Furcht. Strasse um Strasse. Ein beschwerliches Sich-Vorwärts-Tasten. Wie im Fieber. Stundenlang. Netzwerk.

Erste Ansätze der Selbstbeschwichtigung: nein, Netzwerk ist's nicht. Der gewohnte Aufenthalt im in einer kunstvollen Ausformung als liegende Acht denkbaren Lebens-Raum ist's – mit der rettenden Möglichkeit, Bewegungsabläufe wenigstens subjektiv als beschleunigt wahrzunehmen. Das hilft. Sich weitende und ausdehnende Strassen und Plätze. Bäume und Blattwerk. Leicht bewegt vom Wind. Vom Sommerwind. Wenige Stunden nur trennen mich noch von der Begegnung am Abend. Erwartung und freudige Ungeduld. Eine kleine Stärkung nun, ein türkischer Kaffee im orientalischen Lokal. Dann übers Kopfsteinpflaster hinweg, vorbei am Dom, hinab zum Uferweg, zum Strom. Zuvor aber, meinem Gang kurz Einhalt abnötigend, begegnet mir eine kleingewachsene, verhutzelte alte Frau. Den Kopf hält sie schräg – fragt mich verstört und zugleich mit einer gewissen Eindringlichkeit: «Kommt er? Kommt er wohl?» Ich kann sie beruhigen: er kommt.

Wie rasch nun die Zeit vergeht, inmitten all die-

ser bunt gekleideten, lebhaft gestikulierenden, plaudernden jungen Menschen, die den Uferweg säumen. Nach Augenblicken des Aufenthalts an diesem mir seit frühester Kindheit vertrauten Ort setze ich, erfüllt von heiterer Gelassenheit, meine Wanderung fort. Die Sonne zieht nun langsam hinab, und ich fühle, wie der Tag zur Rüste geht. Kurze Zeit noch verweile ich in der Strasse meiner Kindheit. Erwinnere mich der Spiele in ewig dunkeln Hinterhöfen. Wenig später umfängt mich bereits Dämmerung.

Ich betrete den alten, zu einem kunstvollen Labyrinth gefügten Garten, und lasse mich auf einer Bank nieder. Vor langem schon war die Begegnung ausgemacht worden auf den heutigen Abend. Ich bin gekommen. Wo aber, liebe Gefährten, seid ihr geblieben? Doch sie sind da: Musik hebt an, dringt durchs Gezweig, vereinigt sich mit dem Wind, der sanft über die Gräser weht. Sie sind da: meine Gefährten. Als Lichtgestalten schweben sie durch den Park. Verweilen für Augenblicke, nicken mir freundlich zu – und entschwinden wieder. Du, mein Freund, der du in deiner Jugend Blüte dahingeschieden, Abenteurer in einem schönen und gefahrvollen Spiel. Du, mein zartes, scheues Schwesterchen, in deinem dünnen weissen Kleide. Und du, mein starker, kraftvoller Kamerad, der du einst hinauszogst, neue, geheime Mythen und Kulte zu schaffen. Und ihr andern alle, die ihr mich durch meines Daseins frühe Landschaften geleitet. Ich grüsse euch – und ihr grüsst zurück.

Friedvolle Stille bleibt zurück, und die Dunkelheit dringt weiter vor. Ich erhebe mich, trete zur Mitte des Parks. Ein schwacher Schimmer letzten Lichts dringt durch die Wipfel der Bäume und erhellt eine steinerne Brunnenfigur. Mit Rosen ist sie überwachsen, und aus ihrem Mund sprudelt unablässig Wasser in den zu einem Oval geformten Trog. Ihre Augen aber blicken ernst und unverwandt – als wisse sie wohl um des Daseins tiefste Geheimnisse. Unmittelbar

vor dem Brunnen knie ich nieder. Erneut dringt Musik durch den Park. Noch sanfter, noch verhaltener ist dieses Mal die Rhythmik. Meine Blicke ruhen nun ganz in denen der Brunnenfigur. Ein feines Rieseln von allen Zweigen herab. Ich fühle mich von unendlich zarten, unsichtbaren Armen gehalten. Von den Rändern des Gar-

tens dringen rötliche Lichter zur Mitte vor; sie legen sich, leicht erzitternd, auf das Wasser des Brunnens. Alle Bewegungen und Akkorde münden nun in die eine, grosse Melodie. Ist sie es, die ich vor Zeiten schon vernahm, und um deretwillen ich immer wieder erneut in dieses Dasein trat?

---

## THOMAS SCHNEIDER      Vor der Amnestie

---

Einer mag hingehen. Er schaut sich misstrauisch um und salutiert. Die Falten auf seiner Stirn und der Uniformjacke über der Brust glätten sich; er atmet auf, sobald er erkennt, dass er den Raum nur mit mir teilt. Er händigt mir einen pauschal frankierten Brief aus. Dann tippt er mit der Hand wieder ans Mützenschild und zieht von aussen lautlos die Tür ins Schloss, durch die er eben erst eingetreten ist. Als ich den Umschlag aufreisse, springt mich ein überladener Briefkopf an, aber kein Wort einer Botschaft – ein weisses Blatt unter einem schwarzen Balken.

Zwei fühlen sich stark. Einer drückt mir zur Begrüssung die Hand, während mir der andere leutselig auf die Schulter klopf, bevor sie den Spiess umdrehen. Sie leuchten die Ecken des Zimmers mit einer Taschenlampe aus. Ihre Erfahrung lehrt sie: ich hätte einen Freund hereinschmuggeln können, der im Dunkeln auf der Lauer liegt, um dazwischenzutreten, falls sie die Faust gegen mich erheben. Sie durchlöchern mich mit Fragen über meine Schlafgewohnheiten. Ich behaupte: ich schlafe bei der geringsten Bedrohung ein, und gähne herausfordernd. Sie schauen mich starr an. Wenn mein Blick einem Inquisitor ausweicht, endlich hat ausweichen können, fängt ihn der zweite mit einem kurzen Ruck der Augäpfel auf. Sie geraten jedoch darüber in Streit, wer mir die Fragen stellen darf.

Wenn ich dreien gegenüberstehe, sinken meine Schultern ein. Der Kopf rückt nach vorn wie bei einem flügelahmen Specht, der angesichts einer nahenden Raubkatze sein Henkersmahl aufpickt. Ich beginne zu stottern. Unreife Gedanken jagen ohne Ordnung durchs Hirn und schiessen sich mitten im Lauf gegenseitig ab, ehe ich sie zu fassen kriege. Lautlose Kollisionen, aber bei jedem Abschuss weiten sich die Pupillen mehr, um das nächste Quantum Leere zu enthüllen. Gleichgültig ob sie mir die Stirn streicheln oder ein Büschel Haare ausreissen, bricht kalter Schweiss aus den Poren der Haut. Ich lasse mich zu Boden fallen. Wie stehen sie zu mir? Ich kann ihre Gesichter nicht erkennen, weil sie dauernd einen Stiefel vor das meinige halten.

Sie haben ein Quadrat mitgebracht, in Geschenkpapier eingewickelt, und sind selbstverständlich zu viert, Vierlinge mit verwechselbaren und wahrscheinlich auch vertauschten Köpfen. Sie packen es aus; eine schlichte Holzplatte. Sie fordern mich höflich auf, die richtige Diagonale im Quadrat zu wählen. Ich frage: richtig in welcher Beziehung? Sie heben unbestimmt die Augenbrauen. Wir sitzen steif auf fünf Stühlen um einen runden Tisch. Der Kreis der Tischplatte, die sich unentwegt und immer schneller vor den Augen dreht, von ihren Händen angetrieben, erlaubt meiner Aufmerksamkeit nicht, sich